

# Für unsere Kinder

Nr. 12 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

**Inhaltsverzeichnis:** Frühlenz. Von Julius Vanselow. (Gedicht.) — Das Arbeitspferd. Von Gustav af Geijerstam. — Das Lied des Regens. Von Emma Dölg. (Gedicht.) — Wenn die Haseln blühen. Von Roland. — Edward. Von Gottfried Herder. (Gedicht.) — Aus Islands Hauptstadt. Von E. Sonnemann. — Der Riese von Echterdingen. Nach einer Volkslage von Feinr. Wandt. — Großes Geheimnis. Von Rob. Reinick. (Gedicht.)

## Frühlenz.

Von Julius Vanselow.

Frühlenz umwallt die Berge  
Und steigt ins tiefe Land.  
Golddunst flirrt in den Tälern,  
Es dampft die Felsenwand.  
In leuchtend goldenen Wogen  
Der Sonne Atem glüht,  
Und Funken neuen Lebens  
Die alte Erde sprüht.

○ ○ ○

## Das Arbeitspferd.

In einem Grubenwerk tief unter der Erde, wo niemals ein Sonnenstrahl hindringt, geht ein breiter Gang, der die verschiedenen Schachte mit dem Plaze verbindet, wo das Erz hingeschafft wird, um dann ans Tageslicht hinaufbefördert zu werden.

Auf diesem Wege hört man Stunde für Stunde Pferdehufe auf den feuchten Steinen klappern. Kleine, rauhaarige Pferde ziehen unverdrossen die schweren Karren voll großer Steinblöcke durch die breiten Gänge dahin, in denen der Schein der graufarbigten Laternen das einzige ist, was das Sonnenlicht ersetzt. Wenn die Feierstunde kommt und Tiere und Menschen zum hellen Tageslicht hinausgeschafft werden, daß ihnen in die Augen brennt, die an das Dunkel gewöhnt sind, dann sind die kleinen Pferde nach des Tages harter Arbeit müde. Mit gesenktem Kopfe stehen sie oben auf dem Felde; ihre Augen blinzeln gegen die Abendsonne, die am Horizont der endlosen Ebene verschwindet; sie trotten langsam zum Stalle, wo sie in schweren Schlaf auf dem dünnen Strohlager niederfallen.

Die alten Leute erzählten, einmal, vor vielen Jahren, kam ein junges Vollblutpferd in die Grube hinunter; es wurde vor den Steinkarren gespannt und mußte in Reih' und Glied mit den kleinen Pferden das Erz vom Schacht her zu dem Auffahrtsplatz schleppen. Es war von einem Stallknecht, der die Peitsche zu oft gebrauchte, schlecht eingefahren worden, und da es ein paarmal die Gabelbeißel zerbrochen hatte, als es den Wagen des Grubenbesizers ziehen sollte, schickte er es unter die Erde, damit der Steinkarren und das Dunkel sein wildes Blut zähmen sollten.

Das Vollblutpferd ging auch still vor dem Karren, es war durch die Dunkelheit erschreckt, und es gehorchte aus Angst vor den schweren Peitschenschlägen. Unter der Erde verlor sein Fell allen Glanz, die Augen wurden matt und die üppige Mähne verfilzt und grau vom Staube.

Die breiten Gänge waren auch niedrig. Wenn das Vollblutpferd an dem engsten Punkte vorbeischieben sollte, wo die kleinen Arbeitsgäule alltäglich ihre Last hingezogen hatten, ohne die Nähe der Bergwand zu ahnen, die nur einen Zoll über ihrem Rücken herabhing, so kratzte der harte Stein die empfindliche Haut des hochgewachsenen Kopfes.

Jedesmal, wenn das Pferd an diese Stelle gelangte, blieb es stehen und sein ganzer Leib zitterte. Aber sogleich sauste die unerbittliche Peitsche hinter ihm, und wie in Wut schritt es vorwärts, indem es das Gebiß laute, daß sich der Geiser mit Blut vermischte. Wenn es sich bückte, so sank es unter der Last des Karrens in die Knie, und richtete es sich auf und zog es, so wurde das schwarzglänzende Fell von den schwarzen Spitzen der Bergwand aufgerissen.

Da, erzählten die alten Leute, hätte es eines Abends, als es zum Tageslicht hinaufkam, seinen verwundeten Rücken gestreckt und der untergehenden Sonne entgegengeschraubt und gewiebert. Und in seinem Blick lag eine Sehnsucht wie in dem eines Menschen.

In derselben Nacht riß es sich im Stalle los, wo die kleinen, rauhaarigen Pferde den müden Schlaf der Plage nach des Tages Arbeit schliefen. Es galoppierte durch die offene Tür hinaus ins Freie, und als der Morgen

anbrach, lag sein großer, schwarzer Körper am Meeresstrand angespült. Das Wasser hatte den Staub aus seiner Mähne ausgeschwemmt und seine Wunde reingewaschen. Prächtigt leuchtete sein geschmeidiger, schwarzer Körper gegen den weißen Sand, den die Wogen bespülten. Die alten Leute meinten, das Tier hätte sich in Verzweiflung ertränkt.

Es war zu groß, sagten sie. Und die Grube war ihm zu eng. Darum starb es.

Aber die Grubenarbeiter reden noch von dem schwarzen Pferde, das nicht ohne Luft und Sonnenschein leben konnte. Denn die Sage bewahrt das Gedächtnis all der Auf-rührer, die lieber sterben wollen, als sich den Leiden der Sklaverei unterwerfen.

Gustav af Gejerstam.

o o o

## Das Lied des Regens.

Von Emma Bölg.

Strömt so endlos der Regen hernieder,  
Singt er eintönig dasselbe Lied.  
Rehret der Schlafreim auch immer wieder,  
Wird er's doch niemals zu singen müd:  
„Machtlos ist jeder für sich allein,  
Viele Tropfen höhlen den Stein!“

Tränkt er das Land und füllt er die Bäche,  
Rieselt er nieder am Felsenhang,  
Fällt er auf gleisende Meeresfläche,  
Eröstend und siegreich zugleich tönt sein Sang:  
„Machtlos ist jeder für sich allein,  
Viele Tropfen höhlen den Stein!“

Lauschet, ihr Kinder, lauschet ihm gerne,  
Mutter Natur singt ihr mahnendes Lied,  
Das noch in schimmernder Zukunft'sferne  
Euch die Herzen zu Taten durchglüht:  
„Machtlos ist jeder für sich allein,  
Viele Tropfen höhlen den Stein!“

Seid ihr erst groß und ringt mit dem Leben,  
Macht eine schwere Stunde euch bang,  
Sollt ihr euch selbst und die andren erbeben,  
Siegreich töne dann euer Sang:  
„Machtlos ist jeder für sich allein,  
Viele Tropfen höhlen den Stein!“

o o o

## Wenn die Haseln blühen.

Es war im Februar. Das Eis auf den Flüssen und Seen war schon geborsten, und nur Schollen erzählten noch von vergangener Herrlichkeit. Aber noch war der Winter da.

Der Boden war hart, und nirgends sproß aus seinem Schoße ein frisches, grünes Halmchen hervor. Alle schlummerten noch in ihren Keimen und dachten nicht ans Aufwachen. Die Knospen der Bäume aber warteten schon, ob sie nicht endlich Tür und Fenster aufmachen und grüne Fahnen in den lachenden Sonnenschein hinausstecken konnten. Und sie warteten einen Tag um den anderen. Vergebens. Der Frühling war noch nicht da. Hagelschauer und Schneeflocken wirbelten vom Himmel herab, und die Menschen steckten ihre blaugefrorenen Finger tief in die warmen Handschuhe oder in die Tasche hinein.

Dort, wo die Häuser der großen Stadt aufhören, wo weite Wiesen sich ausdehnen, wohnte am Rande eines träge und schmutzig dahinfließenden Grabens eine Familie von Haselsträuchern. Auch die Haselsträucher warteten, daß der Frühling komme. Durch ihre kahlen Zweige ging ein zitterndes Entsetzen, wenn wieder einmal alles ringsumher sich weiß bedeckt hatte, wenn die Taufende Sternlein des Raubreifes schwer auf ihnen lagerten. Aber die glühende Sehnsucht der Haselsträucher starb nicht. Immer stärker ward ihr Wunsch: „Ach, möchte doch der Frühling kommen!“ Und sie träumten leise erschauend von seiner Schönheit. In ihren Zweigen stieg der Saft und kletterte höher und höher. Wenn aber eine kleine Knospe ungeduldig ward und neugierig auszuschaun versuchte, ob die Sonne schon warm und wohligh scheine, da warnten die anderen und mahnten: „Warte nur, warte nur, bis er wirklich da ist! Nur nicht zu früh, sonst werden wir erfrieren!“ Und sie warteten. . . .

Es waren lauter Geschwister, die da wuchsen; von einer Mutter stammten sie alle her. Sie lebten in Eintracht zusammen, und jede gönnte der anderen Sonnenschein und fruchtbare Erde. Alle sahen einander ähnlich. Ihr Kleid war nicht prächtig. Schlicht braun war es nur, und keine blaue oder goldene Krone schmückte ihr Haupt, wie ihre Freundinnen, die Wiesenblumen sie im Sommer trugen. Nein, wie Märchenprinzessinnen sahen sie nicht aus! Aber darüber waren sie gar nicht traurig. Wenn ein vorwitziger Sonnenstrahl über ihre Gewänder huschte und ein goldener Glanz sich darüber ergoß, da schienen sie ihnen doch auch schön, und sie hätten nicht mit anderen getauscht.

Die Tage gingen, und der Saft stieg immer höher, bis in die Stengelspitzen hinein, und er stieg auch hinein in die Kästchen, die wie

Troddeln an den Zweigen hingen. Aber die schliefen noch; hart und kurz und trocken waren sie, und steif und starr, wie sie's den ganzen Winter über gewesen. Wenn einer von den Menschen, die sich aus ihren warmen Stuben hinauswagten, einmal zu ihnen hinausschaute, dann sagte er gewiß: „Die armen Käzchen, die sind gewiß erfroren!“

„Ach ihr dummen Menschenkinder,“ riefen da die Haseln, und ihre Zweige zitterten und schwankten, so lachten sie, „was wißt ihr, die ihr so klug seid, von uns! Wartet nur, bis der Frühling wirklich da ist, dann werdet ihr staunen über uns.“ . . .

Der Wind kam herangebraut, der junge übermütige Gesell. Er kam gesprungen und getollt, segte die letzten weißen Blätter von den Bäumen und warf sie den Leuten ins Gesicht, riß ihnen die Hüte vom Kopfe und rollte sie in den schmutzigen Kinnstein, und blies den Jungen und Mädchen, die zur Schule gingen, Nasen und Waden rot. Er kam auch hinaus zu den Haseln und klopfte und pochte an den Haselkäzchen und schrie: „Seid ihr bereit? Ich möchte euch schaukeln und schütteln, euch streicheln und mit euch spielen, daß eure goldenen Haare wehen!“ Doch die Käzchen bewegten sich nur steif und starr hin und her, als wollten sie nein sagen, und die Haseln seufzten: „Nein, warte noch, noch ist unsere Zeit nicht gekommen!“ Da fuhr der Wind weiter. Er hatte noch so viel zu tun.

Wieder verrannen die Tage, und die Sehnsucht der Haseln stieg. Raum konnten sie ihre Ungebuld zügeln. Da eines Tages durchbrach die Sonne siegreich die grauen Wolkenmassen und segte sie vom Himmel fort, daß er rein blau aussah. Dann schaute sie zur Erde. Was mußte sie dort sehen! Alles war grau und kahl und öde. Die Menschen blickten trübe, und schwermütige Seufzer kamen von ihren Lippen: „Wenn es doch bald Frühling würde!“

„Euer Wunsch soll euch erfüllt werden,“ jubelte die Sonne und schickte ihre Kinder, die goldenen Strahlen, auf die Erde hinab. Die tanzten in den Zweigen der Bäume, hüpfen über den Wiesengrund und schauten in die Ritzen und Spalten des Bodens hinein, wo die Samenkörner lagen; sie küßten die Augen der Menschen, daß sie froh und hell wurden, und umschlangen die graue Erde mit einem goldenen Neze. Und zu den Kindern kamen sie, die mühsam ihre Schulaufgaben schrieben, und sie lockten sie heraus aus

den dumpfen Stuben. Voll jubelnder Freude folgten die Kinder und spielten im Reigen und sangen und tanzten. Endlich kamen die Strahlen auch hin zu den Haselgeschwistern, die längs des Grabens einsam wohnten. Und wie sie in den Zweigen herumtollten, da lachten und jauchzten sie: „Wacht auf, wacht auf, ihr Haselkäzchen; der Frühling kommt, bald ist er da!“

„Ist er da? Ist er da?“ tönte es ihnen da aus den Zweigen entgegen, erit leise, dann lauter, voll Sehnsucht und Hoffnung. Und dann scholl's wie ein Jubelchor: „Der Frühling kommt!“ Der Saft stieg und stieg, quoll in die Käzchen hinein, die steife Achse entlang und ergoß sich in die vielen braunen Käzchenschuppen. Nun wurden die Käzchen wach; die Sonne hatte sie aufgeweckt. Sie reckten sich und streckten sich.

„Wir wollen uns schön machen,“ riefen die Haselgeschwister einander zu. Nun begannen sie sich zu schmücken. Wenn der Frühling kommt, da macht sich alles schön und kleidet sich in leuchtende, flimmernde Gewänder. „So schön wir sein können!“ Da begannen sich die kleinen Käzchenschuppen zu lösen, die so dicht aneinandergeschmiegt gegessen hatten. Sie dehnten sich auseinander, und zwischen ihnen kam es wie Gold zum Vorschein. Leuchtendes Gold. Das waren die Beutelchen voll kostbaren Blütenstaubes. Die Haseln hatten nun ein Kleid, das sah aus, als wäre es aus flimmernden, schimmernden Sonnenstrahlen gewebt, und übersät war es mit grünen und braunen Tupfen. „Sind wir jetzt schön?“ fragten die Haselsträucher die Sonnenstrahlen.

„Schön? — Ja, aber noch nicht schön genug.“ „Noch nicht schön genug?“ seufzten die Haseln, „schöner können wir nicht werden.“ Sie wollten traurig sein. Aber da küßten die Sonnenstrahlen die Zweige, und sie küßten die Knospen, die dort saßen, und siehe da! Ein Wunder geschah! Aus dieser Knospe und aus jener streckten sich kleine, purpurfarbene Fäden heraus, so daß es aussah, als trügen die Knospen zierliche Krönlein. „Nun seid ihr schön, und ihr braucht euch nicht zu schämen!“

Glücklich schauten die Haseln an sich hinunter. Ja, sie waren schön, ebenso schön wie die Weiden dort drüben, wo die Brüder ein leuchtend gelbes, die Schwestern ein lichtgrünes Kleid besaßen. Mit jedem Tage wurden die Käzchen weicher und schlanker. Sie schaukelten an den Zweigen, und in ihnen hüpfte und jubelte es. Und die Knospen schwoilen, und

immer mehr rote Fäden drängten heraus. Jetzt hatten die Haseln ihr Hochzeitskleid an. „Nun magst du kommen, Herr Wind; wir sind bereit,“ riefen Tausende Käschchen.

Und den sie gerufen, der kam. Leise und schmeichelnd kam er aus dem sonnigen Süden. Er war nicht mehr der rauhe Geselle, der mit vollen Backen bläst und herumtollt und wirbelt. Weich und sanft war er geworden, und er küßt die Haseln und streichelt sie, schein und fein, und wie er zu den Käschchen kommt und sich an sie schmiegt, da können sie ihren Jubel nicht mehr bergen. Was in ihrem Schoße geboren, was so lange sorgsam gehütet ward im dunklen Kämmerlein und wuchs und wuchs, das will jetzt rei werden. „Nimm uns mit! Nimm uns mit!“ so jauchzt es durcheinander, und aus den Käschchen heraus springt es und tollt es, hüpfst es und tanzt es wie ein goldener Regen: tausend Körnlein, winzig und zart, springen in die blaue Ferne hinein, und sie wiegen sich auf den Schwingen des Windes, lassen sich hierhin treiben und dorthin. Eine wunderschöne Reise in den lachenden Sonnenschein hinaus! Ihre Sehnsucht, ihr Verlangen ward erfüllt. . . . Doch es dauert nicht lange, da wird eins der Körnlein nach dem anderen müde, und langsam lassen sie sich nieder zur Ruhe. Ach, da geht's nicht allen so schön, wie sie's geträumt hatten. Gar manches Staubkorn muß sterben und ersticken auf kalter, feuchter Erde, im trüben Wasser des Grabens, und mit ihnen stirbt ihre Hoffnung und ihr Lebensziel. . .

Aber nicht allen erging es so. Eins der Körnlein war auch so lustig durch die Welt geflogen wie seine Kameraden. So winzig es war, trug es doch eine Sehnsucht in sich: „Ich möchte wachsen, wachsen und keimen!“ Und kaum war es sich dessen bewußt geworden, da streckten sich kleine, rote Finger nach ihm aus und nahmen es gefangen. „So, nun bist du gefangen, nun mußt du bei uns bleiben!“

Das Körnlein aber war des Glückes voll; es beneidete nicht seine Kameraden, die noch die Lüfte durchsegelten. „Ich bin geborgen!“ Und sein Leben in ihm ward wach und tätig. Leise, ganz leise drückte es sich an die rote Narbe der Haselblüte, denn das war der rote Faden; vorsichtig streckte es ein Keimchen aus und wuchs und wuchs, immer tiefer in den roten Faden hinein, bis es dort tief unten in der Knospe auf einen runden Fruchtknoten traf und seine Würzelchen in ihn hineinsenkte.

Gar manchem Körnlein war es ähnlich ergangen; sie starben nicht, sie hatten noch so

viel Schönes zu tun. Endlich waren alle Käschchen leer. „Nun ist meine Arbeit getan,“ sagte der Wind.

„Du bist fleißig gewesen, wir danken dir von ganzer Seele,“ antworteten die Haseln, und sie freuten sich. Denn auf jede Narbe saß war eins der vielen Körnlein gefallen und hatte den rechten Weg gefunden tief zur Samenknope im Fruchtknoten.

Jeden Tag schien nun die Sonne. Der Sommer kam. Heiß ward die Erde und trocken, aber der Regen kahlte sie und löschte den Durst der Würzlein in ihrem Innern. Mit jedem Tage wurden die Haseln fröhlicher und glücklicher. Doch leise war ihr Jubel, ganz still und selig waren sie. In ihren Knospen schuf das Leben. In ihnen reiften die Früchte, und in den Früchten, in den Haselnüssen, die Samenkörner, die einst die Mütter neuer, schöner Haselnüßchen werden sollten. . . . Leise schaukeln die Haseln die Zweige im Winde, der losend um sie herumspielt, und eine Melodie ist es, die aus ihnen klingt, das uralte Lied, das alle Geschöpfe kennen, das Lied von der Liebe.

Rotand.

o o o

## Edward.

Von Gottfried Herber.

Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot?  
Edward, Edward!

Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot,  
Und gehst so traurig her? — O!

O ich hab' geschlagen meinen Geier tot,  
Mutter, Mutter!

O ich hab' geschlagen meinen Geier tot,  
Und keinen hab' ich wie er — o!

Deins Geiers Blut ist nicht so rot,  
Edward, Edward!

Deins Geiers Blut ist nicht so rot,  
Mein Sohn, bekenn' mir frei — o!

O ich hab' geschlagen mein Rotroß tot,  
Mutter, Mutter!

O ich hab' geschlagen mein Rotroß tot,  
Und 's war so stolz und treu — o!

Dein Roß war alt und hast's nicht not,  
Edward, Edward!

Dein Roß war alt und hast's nicht not,  
Dich drückt ein andrer Schmerz — o!

O ich hab' geschlagen meinen Vater tot,  
Mutter, Mutter!

O ich hab' geschlagen meinen Vater tot,  
Und weh, weh ist mein Herz — o!

Und was für Buße willst du nun tun?

Edward, Edward!

Und was für Buße willst du nun tun?

Mein Sohn, bekenn' mir mehr — o!

Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,  
Mutter, Mutter!

Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,  
Will gehen fern übers Meer — o!

Und was soll werden dein Hof und Hall?

Edward, Edward!

Und was soll werden dein Hof und Hall?

So herrlich sonst und schön — o!

Ich laß es stehn, bis es sink' und fall,  
Mutter, Mutter!

Ich laß es stehn, bis es sink' und fall,  
Mag nie es wiedersehn — o!

Und was soll werden dein Weib und Kind?

Edward, Edward!

Und was soll werden dein Weib und Kind?

Wenn du gehst über Meer? — O!

Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,  
Mutter, Mutter!

Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,  
Ich seh sie nimmermehr — o!

Und was willst du lassen deiner Mutter teuer?

Edward, Edward!

Und was willst du lassen deiner Mutter teuer?

Mein Sohn, das sage mir — o!

Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feuer,  
Mutter, Mutter!

Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feuer,  
Denn Ihr, Ihr rietet's mir! — O!

o o o

## Aus Islands Hauptstadt.\*

Um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr nachmittags gehen wir in der wunderschönen Bucht von Reykjavik vor Anker. Es ist kein Wunder, daß der erste Besiedler Islands, der Norweger Ingólfr, als er im Jahre 874 unserer Zeitrechnung an Islands Küste landete, sich gerade die Umgebung dieser Bucht zum Wohnsitz erwählte; schöner hätte er ihn an Islands Küste nicht gefunden.

Von den anderen Schiffen und vom Lande her grüßen uns Wimpel und Flaggen. Von der Anlegebrücke kommen etwa zehn bis zwölf Boote auf den „Sterling“ zugerudert. Bald wimmelt es an Bord von Isländern.

Unter ihnen war auch unser Führer, Herr Konrad Konradsson, ein Student der Medizin aus Reykjavik. Es stellte sich sehr bald heraus, daß er die deutsche Sprache so weit beherrschte, daß wir uns ohne Schwierigkeit verständigen konnten. Jedenfalls entwickelte er eine solche Umsicht und Rührigkeit, daß wir in kurzer Zeit in unserem Hotel saßen.

Zunächst muß ich geistehen: ich hatte mir die Hauptstadt Islands unscheinbarer vorgestellt; aber schon, wie wir uns im Boote ihr näherten, machte sie einen stattlichen Eindruck, und der wurde noch erhöht, als wir die Aufstürtraeti (Niststraße) entlang zu unserem Hotel gingen. Manches ist freilich ganz anders als bei uns zu Hause. Die Häuser sind fast alle aus Holz gebaut und mit Wellblech gedeckt; auch die Außenwände sind mit Wellblech beschlagen. Nur einige öffentliche Gebäude, die aus Basaltlava erbaut sind, machen eine Ausnahme. In vielen Fällen hat man das Wellblech mit Olfarbenanstrich versehen, so daß die Häuschen recht freundlich aussehen.

Was uns zuerst auffiel, das ist das Warenmagazin des Kaufmanns Thomsen; es bildet einen kleinen Stadtteil für sich, und man kann darin so ziemlich alles kaufen, was das Herz begehrt: Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, Tabak und Pfeifen, Reitpfeischen und Jagdgewehre und tausend andere schöne Sachen. Herr Thomsen ist zugleich deutscher Konsul. Übrigens sind noch ein ähnlich großes und viele kleinere Geschäfte am Plage. Wir können also unsere Ausrüstung für den Ritt ins Innere ohne Schwierigkeiten vervollständigen. Die Preise für die wichtigsten Lebensmittel sind hier beträchtlich niedriger als in Deutschland. Ein Pfund Rindfleisch kostet etwa 35 Ore\*; ein Pfund Butter 30 bis 40 Ore; ein Pfund vorzüglicher englischer Kales (Biskuit) 50 bis 75 Ore usw. Nur die Zigarren sind, weil ein hoher Zoll darauf ruht, sündhaft teuer. Man raucht hier deshalb auch nach englischer Art viel kurze Pfeifen, und ich habe mich entschlossen, das gleiche zu tun.

Behaglich schmauchend sind wir zwischen den Mahlzeiten durch die Straßen geschlendert und haben uns Stadt und Bewohner angesehen. Verlaufen kann man sich in Reykjavik nicht leicht, und es machte uns einen Hauptspaß, als wir einem würdigen Stadtpolizisten wohl zwanzigmal begegneten.

\* Aus dem guten Buche: „Eine Reise nach Island und den Westmännerinseln“. Von E. Sonnemann (Fürgen Brand). Buchhandlung Vorwärts, Berlin.

\* 1 Krone gleich 100 Ore gleich 1,12 Mark.

Am Ende der Aukturstraeti stehen zwei stattliche Steinbauten: die Landesbank und die Isländsbank; im Flur der Landesbank fahen wir die überlebensgroße Gruppe des Utilegumadurinn (der Geächtete, Vogelfreie). Ein wilder, unsteter Mann, den seine Volksgenossen für ein Verbrechen, das er begangen, geächtet haben, trägt auf dem Rücken sein totes Weib und auf dem Arm das kleine Kind; er ist bei der Nacht über die Berge gestiegen, um die Leiche seines jungen Weibes in geweihter Erde zu begraben. Sein treuer Hund begleitet ihn; auch in dessen Augen liegt der wilde Ausdruck der Angst vor den Verfolgern. Die ganze Gruppe verkörpert meisterhaft die rauhe Wildheit der isländischen Landschaft. Einar Jons-son heißt der junge isländische Bildhauer, der dieses Werk geschaffen hat.

Einar Jons-son hat auch eine andere Gruppe geschaffen: „Proletarier“. Ein junger Arbeiter ist, weil er nicht ein ehrloser Streiftreuer werden wollte, von der Rücksichtslosigkeit der Unternehmer aus der Arbeit gejagt. Die nagende Not hält Einzug in sein Haus; er sieht es an den eingefallenen Wangen seines Weibes und seines kleinen Mädchens. Wochenlang ist keine Aussicht auf Arbeit. Aber lieber will er in Not und Glend leben, als den streifenden Brüdern in den Rücken fallen. In seinen Mienen liegt eine unbeugsame Entschlossenheit, ein grimmiger Trotz. Und als dann der Kampf zu Ende ist, und man ihm, der um Arbeit anhält, höhnisch die Tür weist, da ist sein Entschluß gefaßt. Mit Weib und Kind zieht er hinaus in die Fremde, um dort den harten Kampf weiterzuführen. Proletarierlos!

Wendet man vor der Landesbank rechts um, so gelangt man auf einen viereckigen freien Platz, den Aukturvöller (Ostplatz). In seiner Mitte steht ein Bronzestandbild des Bildhauers Thorwaldsen; ihm gegenüber an der Südseite liegt das Parlamentsgebäude Islands, das Althingshaus, aus dunkelgrauem Basalt erbaut; links daneben die Domkirche. Weiter hinaus hinter diesen Gebäuden liegt ein kleiner See, an dessen östlichem Ufer wir endlich die Volksschule entdeckten. Davon muß ich euch nun etwas eingehender erzählen; der Vorsteher der Schule, Herr Morten Hansen, hat uns in freundlicher Weise die ganze Einrichtung gezeigt. Die Schule hat zwanzig große und helle Unterrichtsräume. Knaben und Mädchen werden gemeinsam unterrichtet, und in jeder Klasse sitzen etwa 30 Kinder; nicht 60, wie bei uns!

Und eine Scheidung in vornehm und gering gibt es hier auch nicht; die Kinder des Ministers sitzen neben den Kindern der „gewöhnlichen“ Leute, und ich habe nicht gehört, daß es jenen geschadet hätte. Im Erdgeschoß befindet sich eine geräumige Werkstätte, in der die Knaben allerlei hübsche und praktische Holzarbeiten herstellen, und daneben, das wird euch besonders interessieren, liegt eine große Küche mit mehreren Kochherden und Anrichten; hier lernen die Mädchen das Kochen und Haus-halten, und, wie Herr Hansen erzählte, macht ihnen das sehr viel Vergnügen. Das will ich gern glauben, und ich würde mich sehr freuen, wenn wir diese Einrichtungen in unseren Schulen auch hätten. Auch eine Turnhalle ist neben der Schule. Als wir mit herzlichem Danke an unseren zuvorkommenden Führer seine Schule verließen, habe ich mich im stillen ein wenig geschämt für unser liebes Vaterland. Da meinen viele Leute bei uns, hier oben wüchsen die Kinder wild auf, und wenn man's bei Lichte beseht, so sind wir in manchen Dingen weit hinter ihnen zurück. Auch ein Gymnasium ist am Orte, und da der Unterricht und die Lehrmittel unentgeltlich sind, ist es jedermann zugänglich, der die nötigen Vorkenntnisse aufzuweisen vermag.

In unserem Hotel entwickelt sich abends ein fröhliches Leben, und wir sind deshalb nach dem Abendessen noch einige Stunden im Gastzimmer geblieben, um die Isländer auch von dieser Seite kennen zu lernen. Wein und Bier, überhaupt alkoholische Getränke gibt es nicht; die Enthaltfamkeitsbewegung hat in Island gute Fortschritte gemacht. Man trinkt Kaffee, den ich nicht genug loben kann, Tee, viel Milch und ein aus Dänemark eingeführtes alkoholfreies Bier (Stattefri).

Ihr möchtet gewiß gern etwas erfahren über die Beschäftigung der Isländer. Ein Gang durch die Außenviertel der Stadt belehrt uns darüber. Zwischen den Häufen befinden sich mit Lavasteinen ausgelegte Plätze, und auf diesen Steinen sieht man bei gutem Wetter die Bewohner ihr wichtigstes Nahrungsmittel trocknen, das ihnen das Meer liefert: Fische, nicht als Fische; meist sind es Dorsche; doch sieht man gelegentlich auch einige andere Arten; sie werden ausgenommen, gewaschen, gesalzen und gedörrt, und sind schließlich so steif wie ein Brett. Die Köpfe werden gleichfalls gedörrt und im Winter gegessen, während man die Fische selbst nach Spanien, Italien und anderen katholischen Ländern verkauft, wo sie

in der Fastenzeit eine beliebte Speise sind. Bei schlechtem Wetter werden die Dorsche zu Hausen aufgeschichtet und mit Segeltuch und schweren Steinen bedeckt.

Eins kann ich auch jetzt noch nicht begreifen: wie die Isländer die getrockneten Dorschköpfe essen können; ich muß gestehen, ich hatte von dem Geruch übergenug. Unser guter Konrad versicherte mir aber, daß sie sehr gut schmecken, und so muß es wohl wahr sein.

E. Sonnemann (Sürzen Brand).

o o o

## Der Riese von Echterdingen.

Von dem großen Dorfe Echterdingen auf den Filibern bei Stuttgart habt ihr sicher schon gehört. Hier verbrannte vor mehr als einem Jahre Zeppelins schönes Luftschiff. Gewiß haben manche von euch wehmütig das übriggebliebene Gerippe des gewaltigen Riesen der Lüfte betrachtet, das euch aus des Vaters Zeitung im Wilde angeschaut hat. Aber nicht die Geschichte des bösen Unglücksfalles sollt ihr heute hören. Ich will euch von einem schlimmen Riesen erzählen, der sich vor vielen hundert Jahren bei Echterdingen niedergelassen haben soll. Nicht zur großen Freude der Einwohner, wie Zeppelins Riesenvogel, sondern zum Schrecken der braven Echterdinger. Ihr werdet das begreifen, wenn ihr meine Erzählung lest. Also aufgepaßt!

Vor vielen, vielen hundert Jahren sah es in der Umgebung von Echterdingen ganz anders aus als heutzutage. Da, wo jetzt zur Sommerzeit ein Meer von Ahrenhalmen hin und her wogt, und wo auf den fruchtbaren Feldern viele Tausende von Häuptern des edlen Silberkrautes gedeihen, war dazumal noch eine große, fast undurchdringliche, sumpfige Urwaldwildnis. Nur an wenigen Flecken war der Wald gerodet, so daß dort nahrhaftes Getreide gedeihen konnte. An der Stelle des heutigen ausgedehnten stattlichen Dorfes stand eine kleine Anzahl Holzhütten, die mit Stroh und Rindenstücken gedeckt waren. Die Hütten waren ganz einfach von starken Holzstämmen zusammengefügt und innen zum Schutze gegen den rauhen Wind, der über den hochgelegenen, ebenen Filbergau hinstürmte, mit Stroh und Moos verkleidet. Die Felle der verschiedensten Tiere, die die Besitzer der Hütten auf der Jagd erlegt hatten, hingen an den Wänden der rauchgeschwärzten Hütten, und über dem niedrigen Eingang schaute der angenagelte

Schädel eines mächtigen Büffels, eines großen Ebers oder gar eines wilden Bären herunter. Die Bewohner der Hütten gehörten zum freien Stamme der Alemannen, einem kriegstüchtigen Volke, das sich vom Ackerbau und der Wildjagd nährte, die in den riesigen Wäldern der Umgebung, besonders im nahen gebirgigen Schönbuch sehr ergiebig war. Im allgemeinen führten die alten Echterdinger eine ruhige, sesshafte Lebensweise, die aber dann und wann unterbrochen wurde, wenn es eine gefährliche Bärenhaz im wilden Forste gab, oder der oberste Herr, der Alemannenherzog, auf Krieg auszog.

Es blieb jedoch nicht immer so. Eine Zeit des Schreckens brach für die wackeren Urväter der Echterdinger Krautbauern an. Eines schönen Tags ließ sich oben in ihrem Walde ein Riese häuslich nieder. Ein grauenvoller Riese, der sechs mal so groß war als der Dorshäuptling Nalfo, und der war doch gerade wegen seiner ungewöhnlichen Größe und gewaltigen Stärke in sein Amt gewählt worden. Neben dem unheimlichen Riesen war Nalfo das reinste Wickelkind, denn wenn er aufrecht neben dem fürchterlichen Kerl stand, so reichte er diesem mit seinem Kopfe bloß bis zur Kniescheibe, und wenn der ungeschlachte Goliath seinen breiten Mund zum Sprechen öffnete, so mußte sich der Häuptling recht in acht nehmen, daß er nicht schon von dem bloßen Hauche des Gewaltigen den Berg hinabgeweht wurde. Der Riese hatte also sein Quartier bei den Echterdingern aufgeschlagen. Zur Befriedigung seines ewig hungrigen Magens forderte er von ihnen als täglichen Tribut die Kleinigkeit von zwei ausgewachsenen Schweinen. Zwei ganze Schweine, die verspeiste er an einem einzigen Tage! Ein rechter Vielfraß. Vergeltens baten ihn die armen Echterdinger, er möchte doch seinen Stab weiter setzen und seine Hütte an einem anderen Orte aufschlagen. Vergeltens erzählten sie ihm, daß es woanders viel schöner sei und viel größere, fettere Schweine gäbe. Der Unhold lachte darüber so laut und dröhnend, daß die Töne den Donner an Stärke übertrafen und sämtliche Echterdinger vor Schrecken umfielen. Da war nichts zu machen, der Riese blieb. Obwohl die Echterdinger keine furchtsamen Hasen waren, wagte doch keiner von ihnen mit dem Goliath anzubinden. Kein David war unter ihnen, der den schlimmen Feind erlegt hätte.

So mußten die Echterdinger jeden Tag zwei Schweine nach dem Walde hinauftreiben, wo

der Riese hauste. Er hatte sich ein großes Zelt aus Bäumen angefertigt, die er samt den Wurzeln mit Leichtigkeit aus dem Boden gerissen hatte. Darum herum mußten die Echterdinger einen hohen, viereckigen Wall auführen, der noch heute im Walde bei dem Dorfe zu sehen ist. Das war des Riesen Schanze. Dort lag er den lieben langen Tag, die Glieder wohligh und faul ausgebreitet, und träumte in den blauen Himmel hinein. Warum hätte er auch arbeiten sollen? Zu einer nützlichen Arbeit war er zu faul, und um's tägliche Brot brauchte er sich nicht zu bangen. Dafür mußten die Echterdinger sorgen. Waren die zwei Schweine täglich nicht zur bestimmten Stunde an der Schanze, so hustete der Riese einige Male so stark, daß die Echterdinger Hütten drunten wie Grashalme schwanken. War der Tribut dann nicht bald zur Stelle, so fuhr der Unhold wütend aus seinen Träumereien auf, ergriff zentnerschwere Felsblöcke, die er neben sich aufgespeichert hatte, und warf sie ins Dorf hinunter, daß die Hütten in Trümmer fielen.

Die armen Echterdinger zerrten lieber ihre letzten Schweine aus dem Stalle und jagten den ganzen Wald ab, als daß sie die Rache des Riesen über sich heraufbeschworen hätten. All ihr anderes Vieh tauschten sie in den umliegenden Dörfern gegen Schweine um, damit sie bloß ihrem schrecklichen Vielfraß den geforderten Leckerbissen zutreiben konnten. Aber der verschlang viel zu viel, als daß die Echterdinger den Tribut auf die Dauer hätten erschwingen können. Zweimal dreihundertfünf- undsechzig Schweine, also siebenhundertunddreißig Stück verpeiste der Unhold in einem Jahre. Als die Echterdinger weit und breit im Umkreis kein Schwein mehr austreiben konnten und sie selbst einer großen Hungersnot entgegengingen, gedachten sie ihrer Not davonzulaufen. Still und heimlich verließen sie über Nacht ihr heimatliches Dorf, ohne ihrem Peiniger Lebewohl zu sagen. Jetzt hustete der Mimmersatt vergeblich. Wohl schwanken die Hütten drunten wie Rohr hin und her, aber keine Schweine wurden zum Walde hinaufgetrieben. Alle aufgehäuften Felsblöcke schleuderte der Riese auf den verlassen Ort, auch nicht eine Hütte blieb ganz. Hals alles nichts! Nicht ein einziges Schwein kam den Berg herauf. Im Dorfe blieb alles ausgestorben. Der Riese von Echterdingen mußte am Ende elendiglich verhungern, denn er war viel zu faul, für sich selbst zu sorgen, und wußte

auch nicht, wie er das anfangen sollte. Als die Echterdinger merkten, daß der Vielfraß nicht mehr am Leben war, kehrten sie in ihr Dorf zurück und bauten die zerstörten Hütten wieder auf. Den toten Riesen begruben sie im Walde neben seiner Schanze. Sie weinten ihm keine Träne nach.

Das mächtige Viereck der Schanze, hinter welchem der Riese hauste, und das Grab, in dem sein gewaltiger Leib bestattet liegt, sind noch heute im Walde bei Echterdingen zu sehen. Vielleicht macht ihr einmal eine Reise dorthin und besucht die denkwürdige Stelle.

Nach einer Volksfage von Heinrich Wandt.

o o o

## Großes Geheimnis.

Von Robert Reinick.

Es sitzt ein Knab' am Bach  
Und sieht den Wellen nach.  
Sie sprudeln und sie rauschen,  
Er denkt: „Ich muß doch lauschen  
Was all die Wellen plaudern.“  
Und 's Knäblein ohne Zaudern  
Es bückt sich zu dem Quellschen;  
Da kommt ganz slink ein Wellchen  
Gesprudelt und gerauscht —  
Was hat es da gelauscht!  
Doch kann es nicht verstehen,  
Und eh es sich's veriehen,  
Bückt es sich tiefer hin —  
Und liegt im Wasser drin.  
Zum Glücke war der Bach  
Ganz hell und klar und flach;  
Schnell sprang der Knab' heraus  
Und sah ganz lustig aus.  
Und als ich ihn gefragt,  
Was ihm der Bach gesagt,  
Sprach er nach kurzem Zaudern:  
„Ihr dürft es keinem plaudern.  
Ein groß Geheimnis ist,  
Was er mir sagte, wißt!  
Er sagte: — Wißt ihr was? —  
Das Wasser, das macht naß!“

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Clara Zeffin (Rundel), Wilhelmshöhe,  
Post Degerloch bei Stuttgart.  
Druck und Verlag von Paul Stenger in Stuttgart.